

# Die Neue Welt

Nr. 35

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1898

## Zwei Menschen.

Roman von G. Fries-Schwenzen.

(Fortsetzung.)

VI.

Sechs Monate später starb Thormod Dalen, vom Schlage gerührt. Agestin und seine Mutter waren auf Baken zur Beerdigung. Diese Zeremonie wurde mit dem bei solchen Gelegenheiten üblichen Pomp begangen. Die Feier dauerte zwei Tage. Ein ganzes Schwein und zwei Kälber wurden aufgegessen; dazu wurde entsprechend getrunken. Das Bild des Vaters, wie es vor der Seele des Kindes stand — in Begleitung von heiteren Bildern, spaßigen Erzählungen und schönen Melodien — wurde durch die ausgelassene Bechtrühlichkeit jener Begräbnistage auf Baken zwar nicht beeinträchtigt, aber Agestin hatte doch die Empfindung, daß er selbst hier der Einzige war, der dem Verstorbenen einen zärtlichen Gedanken widmete. Als der Sarg in die schwarze Erde hinabgelassen wurde, und die anwesenden Frauen — unter ihnen seine Mutter — das Taschentuch an die Augen führten, da brachen seine Thränen hervor, und er nahm aus vollem kindlichen Herzen dankend Abschied von dem Vater. Nachher, bei dem guten Essen und dem Wein, waren Alle in der rosigsten Stimmung, überall sah er nur aufgeräumte, lachende und glühende Gesichter. Es wurden Anekdoten und Geschichten aus dem Leben des Verstorbenen erzählt, und fast jedes Mal folgte einem solchen Bericht ein schallendes Gelächter. Auf Agestin's und Veret's Anwesenheit wurde nicht die geringste Rücksicht genommen. Aber Agestin lachte nicht mit.

„Es ist hohe Zeit, daß der Hof in die Hände verständiger Leute kommt,“ sagte ein Bauer.

„Wie sehen nur die Felber aus!“

„Und nun erst der Wald!“ rief ein Anderer.

„Ja, Thormod war nicht umsonst ein Licht,“ erwiderte der Erste.

„Wie so denn?“

„Er hat ordentlich gelichtet — den Wald nämlich! . . .“

Ein schallendes Gelächter belohnte den Wigbold, der sich selbstgefällig in sein Glas Grog vertiefte. —

Einige Tage darauf kamen der dünne Klüster und der dicke Dorfschulze, der zugleich das Amt eines Notars bekleidete, nach Solhaug gefahren. Veret klöstete in die gute Stube gerufen — die Kuhmagd in die gute Stube! Da mußte etwas ganz Besonderes geschehen sein! Boll Neugier, was die Beiden von seiner Mutter wollten, ging Agestin wohl eine halbe Stunde im Garten auf und ab und warf sehnsuchtsvolle Blicke nach den drei Fenstern mit den weißen Gardinen. Da trat plötzlich Margit Solhaug selbst an's Fenster und winkte ihm. Sein erster Gedanke war, daß er etwas verbrochen haben könnte, wofür er jetzt Rede stehen sollte. Er ging mit stark klopfendem Herzen, aber mit der harm-

losten Miene in das Haus, nahm die Milche ab und öffnete die Thür zu der guten Stube. War er schon zuerst verwundert gewesen, so wurde er es jetzt erst recht: Da saß seine Mutter auf einem der feinen Stühle und lachte von einem Ohr bis zum anderen. Margit Solhaug sah womöglich noch feierlicher aus als sonst. Knud, der staubig und mit Spreu in den Haaren sich nicht auf die guten Möbel hatte setzen wollen, stand, den Rücken gegen den klotzigen eisernen Ofen gelehnt. Er war mit Dreschen in der Scheune beschäftigt gewesen, als seine Frau ihn zu dieser außerordentlichen Berathung geholt hatte. Der dicke Dorfschulze saß mit rothem Gesicht in der einen Ecke des Sophas. Seine kleinen Augen thräneten, er räusperte sich und nahm mit wichtiger Amtsmiene aus einer silbernen Schnupftabaksdose eine Priese. Dabei betrachtete er aber den eintretenden Knaben mit einem wohlwollenden Blick. Sogar der Klüster nickte ihm freundlich zu.

Jetzt nahm Margit Solhaug feierlich das Wort.

„Du bist jetzt bald dreizehn Jahre, Agestin, hast Du Dir schon mal überlegt, was einst aus Dir werden soll?“

Der Knabe fühlte Aller Augen auf sich gerichtet und erröthete. Daß diese Versammlung nichts Böses gegen ihn im Sinn hatte, wurde ihm aber gleich klar, und es gewährte ihm ein angenehmes Gefühl, der Mittelpunkt zu sein, um den sich die Berathung dieser außerordentlichen Versammlung drehte. Was aus ihm werden sollte, war eine Frage, die seine ausschweifende Phantasie wohl oft behandelt hatte. Ein buntes Durcheinander von leuchtenden Bildern, aus den Büchern des Vaters geholt, hatte schon lange in seinem Kopf gespult. Am liebsten möchte er General werden — oder ein großer Künstler. Nun wußte Agestin aber sehr wohl, daß an dergleichen nicht zu denken war, denn seine Mutter war arm. Bauer möchte er nicht werden, er hatte kein rechtes Interesse für die Landwirthschaft. Er erwiderte darum bescheiden: „Nein, das habe ich mir noch nicht überlegt.“

Seine Mutter aber, die sich scheinbar vor Freude nicht länger beherrschen konnte, plagte heraus: „Wenn Du nun werden könntest, was Du wolltest, Agestin?“ Sie schwieg plötzlich, es wurde still im Zimmer, ein mißbilligender Blick von Margit beherrschte die Stimmung. Der dicke Schulze und der dünne Klüster sahen einander an, verständnißvoll. Es war sehr warm im Zimmer. Ob ihnen wirklich garnichts zu trinken vorgesetzt werden würde? Bei einer solchen Gelegenheit!

„Gott widersteht den Hoffährigen, den Demüthigen aber giebt er seine Gnade,“ sprach Margit würdevoll. Agestin stand da, mitten im Kreise, wie

ein reuevoller Sünder; bei der unüberlegten Frage seiner Mutter war ihm, als funkelten hundert Sonnen vor seinem Blick, er trug den General schon fertig auf der Zunge. Durch Margit's Bemerkung sah er sich plötzlich aus seinen Himmeln gestürzt. Was konnte er wohl Besseres erwarten, als die Stellung eines Tagelöhners, er, der Sohn einer armen Kuhmagd!

„Hättest Du Lust, Pastor zu werden, Agestin?“ fragte der Klüster.

Der Knabe sah überrascht auf. Der Pastor war der vornehmste Mann im Dorfe, und Agestin hatte oft gedacht, wie fein es doch sein müßte, im schwarzen Talar und mit breitem schneeweißen Kragen auf der Kanzel zu stehen und zu predigen. Er warf einen fragenden Blick auf die Mutter. Sie nickte ihm ermunternd zu.

„Ja, das möchte ich wohl,“ sagte er vergnügt. Ein verständnißvolles Lächeln auf Aller Lippen zeigte ihm, daß hier der Schwerpunkt der Verhandlung lag. Es trat eine lange Pause ein.

„So rede doch Du, Knud, der Du Herr im Hause bist,“ versetzte der Klüster.

„Nein, rede lieber Du, Margit,“ sagte Knud und strich sich die langen gelben Haare aus der Stirn. Es trat wieder eine Pause ein. Dem Klüster dauerte es zu lange, und da er sich außerdem gern selbst reden hörte, richtete er sich im Stuhle auf und ergriff das Wort:

„Es hat Gott gefallen, Deinen Vater zu sich zu rufen, Agestin. Aber obgleich die Trauerbotschaft kam wie ein Blitz vom wolkenfreien Himmel, hat der Verstorbene doch Zeit und Geistesgegenwart gehabt, um für sein eigen Fleisch und Blut hienieden zu sorgen.“

Der Klüster faltete unwillkürlich die Hände und ließ seine Blicke von Einem zum Anderen wandern, um die Wirkung seiner schönen Rede zu genießen. Jetzt erhob sich der Dorfschulze, hustete, schnäuzte sich und sprach: „In Thormod Dalen's Testament, von dem ich hier eine beglaubigte Abschrift habe, steht geschrieben: Ich hinterlasse meinem Sohne Augustinus Martinus Klöstler zur Ausbildung seines vorhandenen Talentes zunächst meine Geige — und dann die Summe von dreitausend Thalern Spezies. Dieselben sind zu diesem Zwecke von mir unter der Bleiplatte, die von einer Mischung von Varinas-Kanaster und Portorico verdeckt ist, in meiner alten Tabaksdose verwahrt. Diese Dose befindet sich in meiner blauen Truhe mit den rothen Rosen. Die Besörderung mag zur Verwaltung des Geldes einen Vormund für den Knaben wählen und das Geld nach Berathung mit einsichtsvollen Menschen zur Förderung obigen Zweckes verwalten lassen.“

Der Schulze legte das Papier zusammen, steckte es in seine Rocktasche und sagte: „Als Vormund schlägt die Behörde Knud Solhaug vor.“

Knud erwiderte nichts. Er legte aber die Hände ineinander, runzelte die Stirn und sah angestrengt in die leere Luft. Das war bei ihm ein gutes Zeichen.

Beret Klöstens wagte es darum, den Blick zum Besitzer des Hofes zu erheben und demüthig zu sagen: „Ja, wenn Du willst, Knud, wäre das wohl das Beste.“

So viel verstand Agestin jetzt, daß er nicht länger der arme Sohn der Ruhmagd war, der zufrieden sein mußte, wenn er nachher als Diener eines Anderen sein Brot verdienen konnte. Ihm wurde so warm um's Herz, er fühlte so innig den Drang, sich zu bedanken, und so ging er zu Knud hin und drückte ihm schweigend die Hand, indem seine Augen voll Thränen standen.

Der Bauer erwiderte etwas verlegen den Händedruck des Knaben und sagte: „Am liebsten möchte ich einen tüchtigen Landwirth aus Dir machen.“ Die Anderen aber schüttelten die Köpfe, und der Küstler, der des Knaben Lehrer gewesen, sagte, indem er auf seine Stirn zeigte: „Agestin hat es hier, er muß etwas Ordentliches lernen. Schicken Sie ihn bald in die Stadt in ein Gymnasium; denn was ich ihm beibringen kann, mag ja gut genug für Bauern sein, aber es genügt nicht für Denjenigen, der einst Theologie studiren will.“ Mit diesen Worten erhob er sich, der Schulze folgte seinem Beispiel, und die zwei Wiedermänner verabschiedeten sich.

Beret begleitete sie bis zur Landstraße.

„Ist es denn nöthig, daß Agestin ganz bis zur Hauptstadt geht, um Pastor zu werden?“

„Ja,“ lautete die Antwort, „Du möchtest ihn wohl nicht so weit fortlassen?“

„Wie weit ist es denn eigentlich?“

„Nach der letzten Ausmessung sechsundvierzig Meilen,“ erwiderte der Schulze und nahm eine neue Prife.

„So weit ist es? Dann werde ich ihn wohl kaum mehr zu sehen bekommen, wenn er erst dort ist!“

„Sehr selten jedenfalls, es ist eine theure Reise, Beret, aber ich an Deiner Stelle würde mit dem Pastor die Sache besprechen; er kann Dir jedenfalls bessere Auskünfte über Alles ertheilen als ich. Und nun gratuliere ich Dir noch von Herzen zu diesem glücklichen Ausgang der Dinge. Mag man über Thormod Valen sagen was man will, für sein Kind hat er gut gesorgt. Jetzt entsinne ich mich auch, daß er einmal zu mir sagte: ‚Ich werde dafür sorgen, daß mein Sohn es nicht eben so schwer haben wird, wie ich — als ich hinaus wollte.‘ Das hat er ja nun gethan. Der Wald hat erhalten müssen, — allerdings.“

„Das ist ja nicht der Rede werth!“ unterbrach ihn der Schulze. „Was Thormod geschlagen hat, kann der Wald des Schwiegervaters wohl vertragen.“ Er reichte Beret herablassend seinen fetten Zeigefinger zum Abschied. —

Agestin nahm Unterricht bei Pastor Hansen und machte schnelle Fortschritte. Seine Lieblingsstunden waren die der Geschichte und der Literatur, und große Freude gewährte es ihm nachher, in freien Stunden seiner Freundin Ragnhild Dasjenige, was er gelesen hatte, mit allerlei Ausschmückungen und Zusätzen wieder zu erzählen. Das zwölfjährige Mädchen lauschte begierig seinen Berichten. Agestin war für sie der Inbegriff alles Heiteren; jeden Tag, wenn er von den Stunden kam, ging sie ihm entgegen. Er war ihr bester Freund, in seiner Gesellschaft brauchte sie sich nicht zu langweilen, wie sie es dort oben in den großen leeren Stuben that, wo nie ein fremder Mensch über die Schwelle kam, nie ein fröhlicher Scherz oder ein heiteres Gelächter ertönte. So kam es denn, daß Ragnhild eines schönen Tages ihre Eltern bat, die Stunden, die Agestin beim Prediger nahm, mitmachen und die Dorfschule verlassen zu dürfen. Die Eltern hatten anfangs allerlei einzuwenden, schließlich gaben sie aber ihren Bitten nach, und von da an gingen die zwei Freunde alle Tage zusammen zu Pastor Hansen.

Als Agestin sechzehn Jahre alt war, wurde er eingeseget, und kurze Zeit darauf ging die große Reise vor sich. Seine Freundin war untröstlich, mit ihm ging der Sonnenschein ihres Lebens dahin. In den ersten Tagen nach seiner Abreise ging sie oftmals zu Beret Klöstens hinüber, um sich bei ihr recht von Herzen auszuweinen. —

## VII.

Die großen Wegearbeiten, die eine Verbindung des Thales mit den westlichen Touristenrouten herstellen sollten, waren zum Theil fertig. Westlich vom Björne-Nut konnte die Chaussee schon benützt werden, und jetzt wurde das letzte Stück in Angriff genommen, das vom Nut in großen Bindungen bergab bis zum Thal führte. Eine neue kostspielige Brücke über den Fluß war schon in Arbeit. Zwischen Solhaug und der Kirche sollte die neue Landstraße in die alte, die vom Dorf über den Flyberg führte, münden. Eine Anzahl von Arbeitern, Aufsehern und Ingenieuren war im Dorfe und auf den verschiedenen ringsum gelegenen Höfen einquartiert. Dem sonst so stillen Thale ward neues Leben eingehaucht. Fast jeden Abend drangen die Töne der Harmonika oder Geige durch das Thal. Die Bauernmädchen sammelten sich in großen Trupps und zogen Arm in Arm durch das Dorf, bis sie von den Burken eingefangen und nach einigem Sträuben zum Tanz geführt wurden. Es gab bei solchen Gelegenheiten auch genug zu trinken.

Auf Solhaug blieb Alles beim Alten. Ragnhild's Eltern, die weltliche Musik und Tanz für eine Sünde hielten, erlaubten ihrer Tochter nie hinzugehen.

Ragnhild war sechzehn Jahre alt und so eben eingeseget, als Agestin sein Examen mit Auszeichnung bestand. Da gab's große Freude auf Solhaug. —

Es war an einem warmen Sommertage, ein Jahr später. Beret Klöstens hatte die paar Kühe, die für den Bedarf des Hauses zurückgeblieben waren, als man das Vieh auf die Alpe getrieben, bereits gemolken. Sie hatte die Milch gesiebt und abgeseigt. Jetzt stand sie in der prallen Sonne hart an der Basserrinne, die von einer Quelle oben im Birkenwald dem Kuhstall Wasser zuführte, und schenkte ihre Milchgefäße. Beret war stärker geworden, und ihr vergnügtes Gesicht zeigte frischere Farben als vor zwei Jahren. Mit einem stillen Lächeln verrichtete sie ihre Arbeit und beschattete hin und wieder mit der Hand die Augen, während sie ihre Blicke über die Landstraße schweifen ließ, die sie von hier aus fast eine Viertelmeile weit übersehen konnte. Schon seit gestern Mittag erwartete sie ihren Sohn; heute mußte er sicher kommen, denn mehr als vier Tage brauchte er doch nicht, wenn er den ganzen Weg Stods benutzte. Und daß er dies thun würde, wußte sie sicher, denn er führte seinen großen neuen Koffer, den er in der Stadt gekauft hatte, mit sich. Sollte er doch jetzt zwei ganze Monate zu Hause bleiben. Beret sang leise vor sich hin und schenkte fleißig darauf los. Dann kam die Tochter des Hauses zu ihr heraus. Sie trug ein schwarzes Nieder und einen Rock aus feinem Tuch. Das schneeweiße Hemd ward vorn von zwei großen silbernen Knöpfen aus kunstvoller Filigranarbeit, den sogenannten „Sylser“, geschlossen. Ihre langen blonden Haare hingen in zwei Zöpfen den Rücken herab, und auf dem Hinterkopfe sah eine kleine rothe Mütze. Die graublauen, lachenden Augen und die Grübchen in den Wangen verliehen dem anmuthigen Gesicht einen schelmischen Ausdruck.

„Kann ich Dir ein wenig helfen, Beret?“ Die Gefragte sah sie an und erwiderte lächelnd: „Na, das fehlte auch noch, Du bist ja im Staat!“

Ragnhild lachte und erröthete zugleich.

„Bitte sehr, wenn ich mich nicht irre, hast Du auch Deine neue Schürze und . . . laß doch sehen . . . haha! . . . Auch die neuen Schuhe an!“ Ein klingendes Lachen folgte dieser Entdeckung.

„Ist er noch nicht zu sehen?“ Sie beschattete die Augen und starrte lange hinab über die Landstraße, die grau, staubig und wie ausgestorben vor ihr lag.

„Wo bleibt er denn?“ murmelten ungeduldig die Lippen.

„Ich begreife auch nicht, wo er so lange bleibt,“ sagte Beret und schenkte eifrig drauf los.

„Glaubst Du, daß er sehr groß geworden ist?“

„Das schreibt er ja. Einen kleinen Schnurrbart hat er auch. Du, Ragnhild, kannst Du Dir Agestin mit einem Bart denken?“

Das junge Mädchen lachte laut: „Schrecklich! Agestin mit einem Bart, schrecklich! Der wird ihm gewiß gar nicht stehen, Du . . .“

Sie sah eine Weile nachsinnend vor sich hin, spitzte dabei das Mündchen und neigte den Kopf auf die Seite.

„Glaubst Du, daß er sehr stolz geworden ist?“ fragte sie dann plötzlich.

„Stolz? Mein Junge? Nein. Warum sollte er denn stolz geworden sein?“

„O, siehst Du, er hat ja jetzt so viel gelernt, er weiß viel mehr als wir Anderen, darum meinte ich.“

Beret zuckte die Schultern und sagte mit selbstbewußter Miene: „Es wird ja nicht jeder Student.“ Ragnhild schwieg und richtete wieder ihre Blicke auf die Landstraße. Plötzlich schrie sie laut auf: „Da ist er, Beret, da ist er! Da, da, sieh doch, er ist so eben aus dem kleinen Gehölz drüben heraustrückgekommen. Er hat das gelbe Pferd von Fly und, sieh doch, einen großen Koffer hinten auf dem Karjol.“ In einem Nu war sie zu ihren Eltern hinüber geeilt, um ihnen Bescheid zu sagen, und gleich darauf war sie wieder neben Beret.

„Ach, ist er noch nicht weiter? . . . Sepp Blacken,\* hüß!“ Sie schnalzte mit der Zunge, als könnte sie dadurch das Pferd antreiben, das jetzt übrigens in einem ganz achtungswerthen Trab die Landstraße herabgelaufen kam, das leichte Gefährt hinter sich, dessen Räder eine weiße Staubwolke aufwirbelten.

Knud und Margit kamen nun auch heraus, sogar die alte Großmutter mit der Brille wollte dabei sein, wenn man den jungen angehenden Pastor auf Solhaug empfing. Das Karjol hatte den Seitenweg, der nach Solhaug hinaufführte, erreicht und bog nach rechts in denselben ein.

„Siehst Du, er springt heraus, will den Gaul schauen, das ist brav von ihm.“ Ragnhild zupfte übermüthig Beret am Rock. Die Ruhmagd aber stand wortlos und mit gefalteten Händen da und konnte gar nichts sehen, weil ihre Augen voll Thränen waren.

„Jetzt ist er da!“ flüsterte das junge Mädchen; „Gott, wie groß! Ich lasse mich nicht sehen.“

„Ragnhild!“ rief die Mutter, „was soll das bedeuten; glaubst Du, daß der Student Lust hat, gleich mit Dir Versteck zu spielen?“ Ragnhild war schon hinter der Scheune verschwunden.

Agestin warf dem Stodsjungen die Bügel zu.

„Guten Tag, Mütterchen! Wie wohl Du aussehst. Ich glaube gar, Du bist stärker geworden.“ Der hübsche, sonnenverbrannte Jüngling schloß bewegt die harten, abgearbeiteten Hände der Mutter in die seinen.

„Guten Tag, Margit! Hab' Dank für die hübsche Bibel und vor Allem für den prächtigen, soliden Stoff.“

„Trag' ihn auf mit Gesundheit, mein Junge.“

„Den Stoff hat Margit selbst gewebt,“ sagte Beret mit bebender Stimme. Dies waren ihre ersten Worte; es kostete ihr doch recht viele Selbstbeherrschung, ihre Bewegung zu bewältigen.

„Ah — da ist auch Knud! Wie geht es Euch? Und sieh mal Einer an, sogar Großmutter ist herausgekommen! Welche Ehre! Was macht Eure Gicht, Randi Solhaug?“ Die Alte murmelte etwas und zeigte auf ihre Ohren, um zu verstehen zu geben, daß sie schlecht höre.

„Aber wo ist Ragnhild?“

„Soeben war sie hier,“ gab Beret lächelnd zur Antwort, „wilst Du sie nicht suchen?“

„Ja, das will ich gern.“ Der Student warf dem Knecht Lars seinen Mantel zu.

„Nein, laß das, Agestin,“ erlang es gebieterisch von Margit, „sie wird schon von selbst kommen.“

Beret Klöstens ging mit thränengefüllten Augen

\* Blacken ist fast immer der Rufname der gelben Pferde in Norwegen.

neben ihrem städtisch gekleideten Sohne her, dem die Studentennügel mit der mächtigen seidnen Troddel fest auf dem einen Ohr saß, und dessen dunkelblaue Augen vor Glück und heiterem Muth strahlten.

„Gott segne Deinen Eingang,“ sagte Margit und führte ihn in die gute Stube, wo auf dem sauber gedeckten Tisch seines Backwerk und Milch in einer großen Kanne für seinen Empfang bereit standen. Agestin wurde von Knud genöthigt, sich auf das Sopha zu setzen, während Margit ihm die Erfrischungen reichte. Er trank ein Glas Milch und erzählte, daß ein Stück Backwerk und wurde nie damit fertig, weil er immerzu erzählen mußte. Ja, es war ein eigenthümliches Gefühl, wieder zu Hause zu sein! Er mußte zum Fenster hinaus sehen. Da lag der Garten. Die knorrigen Obstbäume standen in voller Blüthe, es waren alte gute Freunde von ihm, diese Obstbäume. Wie oft hatten er und Ragnhild nicht dort oben auf den Ästen gesessen und Äpfel gepflückt! Er wunderte sich nur darüber, wie klein die Bäume ihm jetzt erschienen und wie niedrig das Staket. Aber wo blieb Ragnhild? Unter dem Vorwand, den Hof besichtigen zu wollen, ergriff er seine Mütze und ging auf den Hofplatz. Er suchte sie im Stall und in der Scheune, am Stabbur und im Waschhaus, sie war nirgends zu finden. Dann ging er in das Birkenwäldchen hinter dem Stall und rief ihren Namen. — Keine Antwort. Er rief nochmal und mit voller Kraft. Da antwortete es drüben vom Berge jenseits des Flusses. Er bahnte sich einen Weg durch die Birken, die viel zu dicht standen und schon eine beträchtliche Höhe erreicht hatten. Hier mußte gelichtet werden; er nahm sich vor, es selbst zu thun; dann sprang er behend über den alten Zaun, der die Schöpfung einschloß, und lief den steilen Abhang hinunter. „Ragnhild, wo bist Du?“

„Hier . . . hu . . . Idrisio — o!“ jodelte es vom Bergesabhang zu ihm herüber. Hier unten am Ufer des Flusses wuchsen Birken und junge Weiden so dicht, daß er kaum vorwärts konnte. Der alte Viehweg wurde augenscheinlich nicht länger benutzt, denn er wurde von dem wuchernden Laubwerk ganz verdeckt. Der Jüngling theilte mit den Händen die dichtblättrigen Zweige und näherte sich langsam dem Ufer. Der Fluß hatte jetzt im Anfang Juni nur noch wenig Wasser. Drüben am anderen Ufer war es tiefer, und da zog er schwer und dunkel mit weißem Strudelschaum seine eigene steinige Straße hinab, das übrige Flußbett lag trocken in der Sonnengluth, einem schlecht gepflasterten Fahrdaun garnicht unähnlich, in dem die vielen Pflügen das milde Blau des Himmels widerspiegeln. Weiß- und Rothdorn hingen herüber und dusteten und streuten Blüten rings umher. Drüben auf der anderen Seite standen dunkle Tannen senkrecht und ordentlich nebeneinander, und doch war es hier so steil, daß ein Stein, der hoch oben im Geröll in's Rollen gebracht wurde, schließlich immer den Strom erreichte.

„Guldria — ho!“ klang es zu ihm herab, aber schwach, denn der Ruf wurde vom Brausen des Wassers überhört.

„Guldr,\* wo bist Du?“ rief Agestin und sprang über die runden Steine. Ueber zwei mitten im Strome liegende Felsblöcke waren junge Baumstämme gelegt worden. Ueber diese Brücke ging er und kletterte dann sofort vom anderen Ufer im Geröll empor. Das Blattwerk war so dicht, daß er immerwährend Zweige abbrechen mußte, um durchzukommen. Aus dem kühlen Grunde leuchteten die Sonnenflecke mit strahlender Klarheit hervor, die Mäuden tanzten, und bunte Libellen schwirrten durch die Luft. Einmal blieb er stehen, um eine ihm den Weg versperrende junge Erle mit dem Fuß niederzutreten, als er plötzlich Ragnhild gerade vor sich sah. Sie saß auf einem großen Stein, die Füße frei herabhängend. Der blühende Weißdorn bildete ein dustendes Dach über ihr. Da saß sie mit gerötheten Wangen, das blonde, niedliche Köpfcgen abgewendet, als ob sie ihn nicht hätte kommen hören.

(Fortsetzung folgt.)

\* Waldfee.

## Der Magnetismus.

Von G. Luz.

Nach der landläufigen Auffassung stellt der Magnetismus eine ganz besondere, nur dem Eisen und seinen Abarten eigenthümliche Kraft dar. Diese Auffassung kann aber in der Gegenwart keine Gültigkeit mehr beanspruchen, nachdem durch theoretische Ueberlegung, insbesondere durch Maxwell, sowie durch das Experiment die Wesensgleichheit von Elektrizität und Magnetismus erwiesen worden ist. Später werden wir sehen, daß auch das Licht als eine elektromagnetische Erscheinung aufzufassen ist, wodurch dann der Birkel, der alle Naturkräfte umschlingt, fast vollständig geschlossen ist.

In Nr. 25 der „Neuen Welt“ habe ich mich des Weiteren über die elektrischen Grundvorstellungen ausgelassen, ich setze deshalb das dort Gesagte als bekannt für die nachstehenden Auseinandersetzungen voraus. Zunächst sei aber noch an einige, allerdings allgemein bekannte Thatsachen erinnert, an die das Folgende anknüpfen soll.

Jedermann kennt die magnetischen Fische, die als Kinderspielzeug dienen. Die kleinen, aus Blech hergestellten, im Wasser schwimmenden Fische tragen an ihrem Maule ein kleines Eisenstäbchen, an dem sie vermittelst eines kleinen Magneten gelenkt werden können. Es ist durchaus nicht erforderlich, den Magneten in unmittelbare Berührung mit dem Eisenstäbchen zu bringen, der Magnet übt vielmehr auch auf eine gewisse Entfernung hin, durch die Luft hindurch seine anziehende Wirkung aus. Weiter zieht ein Magnet ein Stück Eisen auch dann an, wenn man zwischen das Ende des Magneten und das Eisenstück einen im gewöhnlichen Sinne unmagnetischen Körper, wie Papier, Glas etc., schaltet.

Ohne direkte Berührung findet also durch den Raum hindurch eine direkt wahrnehmbare Wirkung statt, die an sich so räthselhaft wie die Wirkung der Schwerkraft ist.

Bei dem Magneten vermag man aber nachzuweisen, daß er seiner Umgebung eine ganz besondere Beschaffenheit ertheilt, die man sogar leicht sichtbar machen kann. Legt man nämlich einen Stahlmagnet unter ein Stück Papier und streut darauf ganz feine Eisenspähne, so ordnen sich diese in ganz bestimmten gebogenen Linien an, welche die Enden des Magneten, die sogenannten Pole, gewissermaßen miteinander verbinden und die Richtung der Kraftwirkung des Magneten angeben. Durch Veränderung der Lage des Magneten zu dem Papier kann man so in dem ganzen den Magneten umgebenden Raum die Richtung der Kraftlinien sichtbar machen. Eine ganz analoge Erscheinung findet auch in der Nähe eines vom elektrischen Strom durchflossenen Leiters statt, auch da kann man mit Hilfe seiner Eisenfeilspähne das Vorhandensein ähnlich gestalteter Kraftlinien, wie bei einem Magneten konstatiren.

Diese Thatsachen sind längst bekannt. Den Fortschritt in der Erklärung des Wesens des Magnetismus bildet aber die hypothetische Annahme, daß derselbe richtende Einfluß, der von dem Magnet auf Eisentheilchen im ganzen Raum ausgeübt wird, auch auf die Lufttheilchen und alle Stoffe in der Umgebung des Magneten ausgeübt wird.

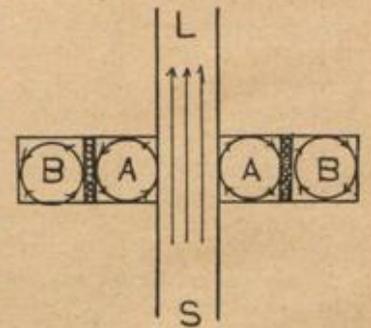
Um sich das vorzustellen, braucht man nur auf den Grundgedanken von Maxwell zurückzugehen. Der Magnet bildet nur einen Spezialfall aller Körper, die man sich aus stofflichen Wirbeln mit dazwischen befindlichen Friktions(Reibungs)-Molekeln vorzustellen hat. Nicht anders wird auch der Magnet, sowie seine Umgebung, in unserem Falle also die Luft, zusammengesetzt sein. Bei der allgemeinen Maxwell'schen Annahme sind aber doch noch zwei Fälle möglich. Entweder sind die stofflichen Wirbel ohne bestimmte Ordnung hinsichtlich ihrer Wirbelachsen oder die Wirbelachsen sind durch irgend einen äußeren Anlaß so gerichtet, daß sie parallel zueinander verlaufen. Nimmt man ersteres als den Zustand der Körper schlechthin an, so kann man letzteres als magnetischen Zustand eines Stoffes ansehen, wenn sich mit Hilfe dieser Vorstellungsweise eine

Erklärung für die magnetischen Erscheinungen ergibt. Dies ist nun aber in der That der Fall.

Im Allgemeinen wirbeln in den Körpern die Wirbelmolekeln um alle nur denkbaren Agerichtungen. Findet aber bei den zwischen diesen stofflichen Wirbeln eingebetteten Friktionsmolekeln in irgend einer Richtung ein Strömen statt — und das ist nach unseren Grundvorstellungen vom Wesen der Elektrizität nichts anderes, als ein elektrischer Strom — so ist leicht einzusehen, daß die Fortbewegung der Friktionsmolekeln nach einer Richtung eine Parallelerichtung aller Ager der in der Nähe befindlichen stofflichen Wirbel zur Folge haben muß.

Das Verständniß für diese Vorgänge kann man sich durch die beige druckte Zeichnung erleichtern.

Es sei S L ein Stromleiter, der von unten nach oben vom elektrischen Strom durchflossen wird. Die forttrückenden



Friktionsmolekeln werden dabei, was schon ihr Name ausdrückt, auf die anstoßenden Stoff-

wirbel ähnlich einwirken, wie es etwa Zahnräder thun. Die an der Oberfläche des Leiters dahinströmenden Friktionsmolekeln werden also sämtliche Achsen der außen an dem Leiter anliegenden Wirbel des umgebenden Stoffes quer zur Richtung des Leiters einstellen, wodurch eine ringförmige Anordnung der unmittelbar anliegenden Wirbel rund um den Leiter veranlaßt wird. In der Figur stellen dann die Wirbel A A Theile desselben um den Leiter herumliegenden Wirbelringes dar. Diese so angeordneten Wirbel wirken dann abermals mittels der Friktionsmolekeln auf die weiterhin nach außen anstoßenden Wirbel B B, die sich in dem gleichen Sinne wie A A drehend um diese anordnen werden. Da sich diese Wirkung immer weiter erstreckt, so entstehen rings um den Leiter konzentrische Wirbelringe. Der ganze Vorgang erinnert einigermaßen an die Erscheinung, die man wahrnimmt, wenn man einen Stein in ruhiges Wasser wirft. In der ganzen Umgebung eines Elektrizitätsleiters wird also der Einfluß des elektrischen Stromes durch die Erzeugung eines sogenannten „magnetischen Feldes“ bemerkbar. Es ist leicht ersichtlich, daß die gerichteten Wirbel nicht bloß auf ihre seitlichen Nachbarn, sondern auch auf ihre Vorder- und Hintermänner richtend einwirken, wodurch lauter in sich zurücklaufende Wirbelketten entstehen.

Auf Grund dieser Auseinandersetzungen ist man aber durchaus nicht gezwungen, anzunehmen, daß in jedem Magneten ein elektrischer Strom vorhanden ist. Die magnetische Wirkung eines Stromes ist vielmehr keineswegs auf einen Leiter beschränkt. Während bei dem Wassermodell, das wir in dem Aufsatz über elektrische Grundvorstellungen zu Hilfe nahmen, die Wirkungen des strömenden Wassers nicht über die Rohrwandungen hinaustraten, übt, im Gegensatz hierzu, der elektrische Strom einen Richtungseinfluß auf die Stoffwirbel auch über die Grenzen der Leitung hinaus aus. Diese Wirkungen aber sind gerade die sogenannten elektromagnetischen Wirkungen des elektrischen Stromes, dessen Vorhandensein man, wie erwähnt, durch die Richtung von Eisentheilchen in der Nähe eines elektrischen Stromes konstatiren kann.

Hiernach hat man sich vorzustellen, daß alle Stoffe magnetisch werden können, nicht bloß Eisen und Stahl. Dies ist auch in der That der Fall, aber bei der überwiegenden Mehrzahl der Stoffe ist der Grad des Magnetisierens so klein, daß die Unterschiede des neuen Zustandes gegenüber dem alten kaum zu bemerken sind. Nur bei Eisen und Stahl, bei Nickel und Kobalt werden diese Unterschiede so augenfällig, daß man von ihnen als den eigentlichen magnetischen Stoffen spricht.

Den Unterschied bei den einzelnen Stoffen erklärt man sich dadurch, daß bei den genannten drei ausgezeichneten Metallen solche Molekularwirbel vor-

handen sind, die durch die Friktionsmolekeln besonders stark beeinflusst werden, soweit es die Stärke des Wirbels anbelangt. Führt man also einen elektrischen Strom an einem Eisenstück vorbei, so wird die magnetische Einwirkung des Stromes auf das Eisen größer sein als die magnetische Einwirkung des Stromes auf die Luft, die die anderen Seiten des Leiters umgibt.

Nimmt man einen Eisenstab und leitet den elektrischen Strom nicht bloß an einer Stelle an ihm vorbei, sondern windet man den stromdurchflossenen Leiter in vielen Windungen um den Stab, so wird ja naturgemäß die magnetisierende Wirkung des Stromes auf das Eisen erheblich verstärkt, und man erhält einen sogenannten Elektromagneten, jenen Hilfsapparat der Elektrotechnik, durch den sie in erster Linie so groß geworden ist und so außerordentliche Erfolge erzielt hat. In der That beruhen fast alle modernen elektrischen Apparate, von den elektrischen Klingelwerken bis zu den elektrischen Telegraphen und dem Telephon, die dynamoelektrischen Maschinen, Motoren und elektrischen Eisenbahnen, wie wir an anderer Stelle sehen werden, sämtlich auf der Verwendung von Elektromagneten.

Um von den hier gemachten Auseinandersetzungen auf die landläufige Vorstellung des Magnetismus zu gelangen, hat man sich also vorzustellen, daß in einem Eisenstabe, um den ein elektrischer Strom herumgeleitet wird, alle Achsen der stofflichen Wirbel in die Richtung des Stabes gestellt werden, so daß sich Wirbelpol an Wirbelpol reiht. An den Enden des Stabes hat diese Erscheinung aber noch nicht ihr Ende erreicht, vielmehr setzt sich der Vorgang hier durch die Luft fort, bis der Wirbelsaden nach dem anderen Ende des Stabes in sich vollständig geschlossen ist, etwa wie bei einer Perlenkette, deren Enden miteinander verknüpft sind.

Die einzelnen Wirbellinien nennt man nach dem Vorgange des großen Physikers Faraday „Kraftlinien“ und diese Kraftlinien sind, wie bereits auseinandergesetzt, deutlich mittels feiner Eisenfeilspähne auch in der Umgebung des Magneten nachzuweisen. Die Gesamtheit der Kraftlinien ist das erwähnte „magnetische Feld“.

Die Stärke des magnetischen Feldes (das, was man im gewöhnlichen Leben Stärke des Magnetis-

mus nennt) ist abhängig von der Stärke der magnetisierenden Kraft, also von der Stromstärke, und weiterhin ist die Stärke des magnetischen Feldes um so größer, einen je geringeren Widerstand die zum kräftigen Wirbeln gezwungenen Stoffwirbel zu überwinden haben, denn es muß dieser Widerstand durch den Druck überwunden werden, der von jenen strom-

gleichbestreben befriedigt. Gleichzeitig hat aber jeder Antrieb auch die Tendenz, seine Wirkung unter dem möglichst geringsten Zwange auszuüben. So sucht jede Kraft immer in ihrer Wirkung die Richtung des kleinsten Widerstandes auf; und wenn der Widerstand veränderlich ist, so daß er eine Verkleinerung zuläßt, so wird dieselbe durch jede Kraft angestrebt.

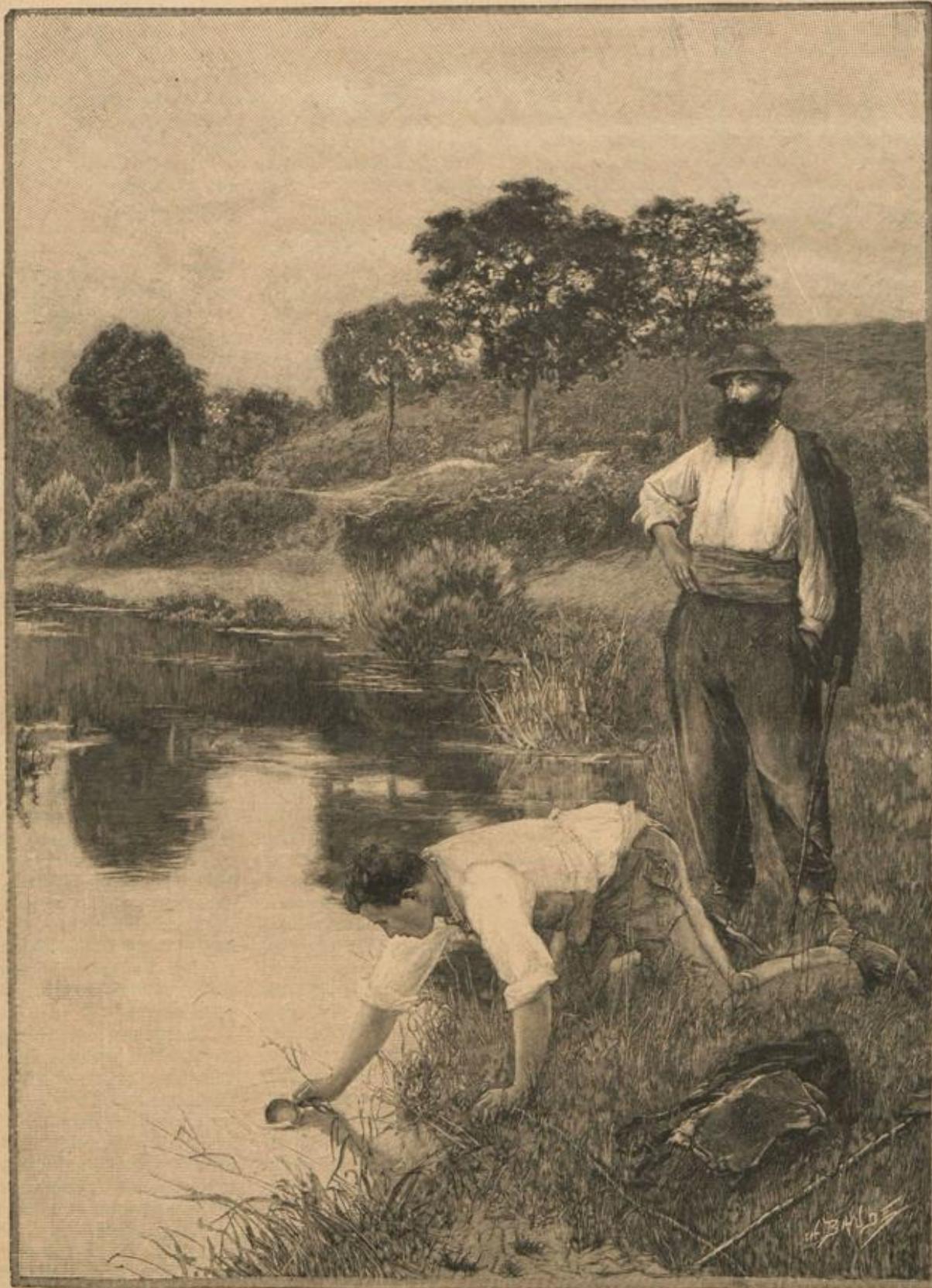
Eine derartige Verkleinerung des magnetischen Widerstandes findet aber durch die Anziehung eines Eisenstückes durch den Magneten statt, weil dadurch der Weg der Kraftlinien durch den beträchtlichen Luftwiderstand geringer wird. Um einen häufig gebrauchten Vergleich anzuwenden, kann man sagen, daß sich die magnetischen Kraftlinien etwa wie gespannte Gummifäden verhalten, die sich auf die möglichst geringe Länge zusammen zu ziehen streben. Eine solche Zusammenziehung ist hier aber möglich, wenn das angezogene Eisenstück nicht festgehalten wird, und wird es immer mehr, je näher sich das Eisenstück dem Magneten gegenüber befindet.

Zunächst gilt das allerdings nur für den Fall der Elektromagnete, aber es gab Magnete, längst bevor man die Elektrizität oder gar elektrische Stromerzeugung kannte. Und insbesondere der Laie denkt, wenn von Magneten die Rede ist, immer zunächst an die ihm am meisten bekannten Stahlmagnete, die ihre Wirkung ausüben, ohne daß ein elektrischer Strom zu ihrer Erregung vorhanden wäre.

Während bei den meisten magnetischen Metallen, so insbesondere dem weichen Eisen, nach dem Aufhören der magnetisierenden Kraft die Wirbelintensität der Stoffmolekeln rasch nachläßt und diese leicht aus ihrer mag-

netischen Anordnung herausgebracht werden, wird insbesondere bei dem Stahl und dem Magnetisierstein die einmal angenommene Ordnung und Wirbelintensität zum großen Theil für die Dauer festgehalten. Aber auch bei diesen, den sogenannten permanenten Magneten, ist die den Magnetismus erzeugende Kraft in letzter Hinsicht ein elektrischer Strom gewesen.

Die ersten Stahlmagnete, die Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung schon von den Chinesen zu Kompaßzwecken verwandt worden waren, sind allerdings durch Streichen von Magnetisierstein an Stahlnadeln hergestellt worden. Der Magnetisierstein aber erhielt seinen Magnetismus von der Erde, die



Surze Raft. Nach dem Gemälde von J. A. Muenier.

durchflossenen Windungen ausgeht. Von der hier auseinandergesetzten Anschauung über das Wesen der Magnete ausgehend, vermag man auch leicht die sonst so räthelhafte Anziehung der Magnete über einen Zwischenraum hinaus zu erklären.

Wie jede Kraft das Bestreben hat, einen Ausgleich in der Richtung herbeizuführen, in der sie wirkt, so auch die magnetisierende Kraft der um den Eisenstab herumgelegten Stromwindungen. Dieser Ausgleich besteht hier in dem erzeugten magnetischen Felde, das durch die Gesamtheit der Wirbelstärken aller Wirbelsäden dargestellt wird. Je größer diese Summe wird, desto vollkommener wird das Aus-

man sich als einen riesigen Magneten vorstellen muß. Bei der Erde verlaufen vom Südpol nach dem Nordpol Wirbelfäden oder magnetische Kraftlinien, die einfach durch ihre dauernde Einwirkung auf den Magneteisenstein diesen magnetisch gemacht haben, ebenso, wie sie einen Stahlstab magnetisch machen, wenn dieser lange Zeit in der Nord-Süd-Richtung belassen wird. Aber trotzdem ist der Erdmagnetismus nicht das Ursprüngliche, sondern dieser ist vielmehr selbst erst wieder das Resultat der dauernd im Erdinnern, hauptsächlich in der Richtung des Äquators, verlaufenden Erdströme, die ihren Grund in der wechselnden Erwärmung der Erdoberfläche haben. Die letzte Ursache für die irdische Elektrizität, wie für alle anderen Formen der Energie auf unserer Erde ist auch hier wieder die Sonnenwärme, die Spenderin alles irdischen Lebens. —

bestehen. Es ist ein Land von Bergen und Plateaus, von denen der größte Theil sich 1700—3500 Meter über das Niveau des Meeres erhebt. Der südöstlich strömende Rio Grande und der südwestlich fließende Colorado sind die einzigen immer wasserhaltigen, aber wegen ihrer jähen Gefälle und inselartigen Wetterhebungen dennoch meist unschiffbaren Wasserläufe dieser regenarmen und ausgehörrten Gebiete. Die Rocky-Mountains, die sie in parallelen Reihen durchziehen, bedecken zwei Drittel der Hochflächen, deren östliche Abseitungen sich terrassenförmig den Küstenländern von Texas nähern. Diese Ebenen sind meistens mit dem yerba de grama (Quecken-gras) und weiter im Süden mit unzähligen Cacteenarten und stacheligen Mesquites (nicht zu verwechseln mit Moskitos) bedeckt. Diese ärmliche, blaugrüne Vegetation eines lehm- und thonhaltigen, aber aus-

klar, das Wetter meist schön. Meilenweit fernliegende Wälder und Berge erscheinen dem Auge daher auffallend nahe gerückt, so daß der Unkundige wohl glauben möchte, sie seien nach kurzer Wanderung bequem zu erreichen. Infolge der Trockenheit ist die Hitze des Tages selten drückend und die Nacht gewöhnlich kühl. Im Hochgebirge ist es einige Monate bitter kalt; Schneestürme sind häufig, und auf den Flüssen bildet sich dickes Eis. Die Regenzeit schätzt man von Ende Juni bis Anfang September, doch bleibt sie oft aus.

Dieses jetzt durchweg öde und ungestaltliche Land war zur Zeit der spanischen Invasion dichter bevölkert und durch den Fleiß seghafter Indianerstämme in größerem Maße bewässert, wohlangebaut und einladend.

Zu den Bewohnern dieser Gegenden gehören jetzt



Im Bergwald. Nach dem Gemälde von Wagner.

## Neu-Mexiko.

Von Julius Schwarten.

Es wird uns von den alten spanischen Geschichtsschreibern erzählt, daß, als Fernando Cortez und seine Genossen Gäste des Kaisers Moctesuma (spanisiert und unrichtig Montezuma) waren, die spanischen Abenteurer mit den aztekischen Höflingen um Barren Goldes und Silbers spielten. Als aber der Monarch selber gegen Cortez wettete, bestanden seine Einsätze in Stücken blauen Galdhuits oder Türkfisen, und als die Spanier den Kaiser fragten, woher diese Steine kämen, zeigte er nach Norden, dem Vaterlande der Azteken, und erzählte von dem großen Fluß des Nordens, dem Rio Grande, und den Chalko-(Schalko-) Bergen jenseits der nördlichen Ufer, von denen die edlen Steine kämen. Sie wurden von reisenden Kaufleuten nach seiner Hauptstadt gebracht.

Sene Regionen, die Moctesuma beschrieb, sind die ausgedehnten Gebiete, die den spanischen Eroberern als Nuevo-Mexiko bekannt wurden und aus dem eigentlichen Neu-Mexiko, Arizona und Colorado

gehörrten Bodens erhält nur an den Ufern eine Abwechslung, die das Auge wohlthuend berührt, indem sie streckenweise mit kleinen Waldungen dunkelbelaubter Baumwollensiauden umsäumt sind. Die Bergmassen selber haben allerdings an den Abhängen und in den Gründen einen reicheren Pflanzenwuchs. Erstere sind mit Pinons, einer Art Zwergfichte, sowie mit der interessanten Auferstehungspflanze und mancherlei Cacteenarten bedeckt, während in den Thälern Gras und Blumen üppig sprießen. Wenn gleich hier jetzt keine lebenden Vulkane mehr bekannt sind, so erkennt man doch noch viele alte Krater, die in früheren Zeiten ihre Umgebung mit Lava überschüttet haben. In ein Chaos schwarzer Massen zerbrochen, bedecken sie die Flächen weitherum berart, daß sie in ihrer schreckhaften Dede unpassierbar erscheinen, wie „los campos de la muerte“ (Felder des Todes). Die vielfach unzugänglichen Bergschluchten sollen noch manche Gold-, Silber- und Kupferminen, sowie edle Steine enthalten, und in der Ebene trifft man auch ausgedehnte Salz- und Gipslager.

Die Luft dieser hohen Regionen ist dünn und

die Pueblo-(Stadtbauenden)Indianer, die Abkömmlinge der vorhistorischen Einwohner von Neu-Mexiko. Von ihren Vorfahren erzählt der altspanische Geschichtsschreiber Castaneda: „Die Häuser werden gemeinschaftlich und für die Gemeinschaft erbaut. Die Weiber mischen den Mörtel und errichten die Wände; die Männer bringen das Holz und konstruieren die Rahmen. Die jungen, unverheiratheten Männer wohnen in den Estufas (eigentlich Stubenofen, hier: ungetheilter Wohnraum) und dienen dem Allgemeinwohl. Wenn ein junger Mann heirathet, so geschieht es auf Befehl der alten Leute, die regieren. Er hat erst einen Mantel zu spinnen und zu weben; man bringt dann das junge Mädchen zu ihm, und er bedeckt ihre Schultern damit. Dann ist sie sein Weib. Spinnen und Weben ist überhaupt Arbeit der Männer;\* die Frauen tragen Sorge für die Kinder und bereiten das Essen. In allen Gegenden findet man zahlreiche, glasierte Töpferarbeiten, und die Vasen sind von eigenartiger Form und Arbeit.“

Die Pueblo-Indianer werden schon damals als

\* Die Pueblo-Indianer weben noch heute bunt durchwirkte, wasserdicke Wolldecken.

Sonnenanbeter bezeichnet, und ihre höchste Gottheit war Moctesuma selber, der Bruder des Sonnengottes, der ihre Urväter einst die bis heute gleich gebliebene Methode des Häuserbaues und die religiösen Gebräuche gelehrt haben sollte. In jeder dieser Massenwohnungen, die um eine Plaza (freier Platz) herumgebaut und nur durch Leitern, die an's platte Dach reichen, zugänglich sind, befindet sich noch heute ein religiöses Beratungszimmer, das theils unter der Erde liegt und in dem in alten Zeiten ein heiliges Feuer beständig unterhalten wurde. Der religiöse Kultus dieser Indianer gleicht noch in Vielem dem der Vorzeit. Der Wanderer in Neu-Mexiko, der am frühen Morgen den Pueblo passirt, sieht vielfach die Indianer auf den breiten Dachplatten ihrer Häuser stehen, den melancholischen Blick nach der aufgehenden Sonne gerichtet, von der, wie sie hoffen, Moctesuma eines Tages wieder herabsteigen soll.

Jeder Pueblo wird von einem Coziquen patriarchalisch regiert. Diebstahl wird durch eine Tracht Stockprügel bestraft, Betrug desgleichen, während Ehebruch — wenigstens in früheren Zeiten — durch Ausstoßung des schuldigen Theils in die todbringende Wildniß geahndet wurde. Jeder Pueblo ist unabhängig von dem anderen. Seine Bewohner unterscheiden sich in Sprache, Kleidung und Sitten wenig von ihren Vorfahren, wie sie uns in den altspanischen Chroniken beschrieben werden, und haben ein ansprechenderes Aeußere als die Mitglieder vieler wilden Stämme. Der Pueblo-Indianer kleidet sich in ein lose um den Körper gehaltenes Baumwollengewand und weite Beinkleider, die er vom Knie bis zum Moccasin gern mit rothen Bändern umwickelt. Das schwarze, dicke, strähniige Haar ist über der Stirn abgesehritten und hinten vermittels einer rothen Schleife zu einem Knoten aufgewunden, oder es hängt auch lose herunter, indem das rothe Band reifenartig um den Kopf gebunden ist. Die Frauen

tragen ein kurzes, selbstverfertigtes Flanellgewand und kuriose, zylinderförmige Beinkleider.

Wie zur Zeit des Einbruchs der Spanier sind diese Leute noch gegenwärtig einfach lebende und friedliche Farmer, die auf dem kultivirten, aber oft nur mühselig bewässerten Boden Mais, Frijoles (eine Art brauner Bohnen mit Zuckergehalt), Kürbisse und Melonen bauen. Dem weißen Fremdling begegnen sie freundlich und gastfrei und gewähren ihm gern Einblick in ihre Häuslichkeit, Sitten und Gebräuche. Nur bei einem gewissen Feste, das einmal im Jahre im Geheimen begangen und dessen Charakter somit nicht bekannt wird, ist die Anwesenheit oder Nähe jedes Fremden verboten. Dann umreiten mit Büchsen bewaffnete Posten den Pueblo und weisen jeden Unberufenen zurück.

Das ganze Land ist mit Ruinen, ehemaligen Wohnstätten dieses früh kultivirten Volkes, bedeckt. Auf hochragenden, breitgipfeligen Felshöhen, über den Abhängen schauriger Klüfte, einsam gelegen und unzugänglich für den Feind, boten diese Gebäude ihren friedliebenden Bewohnern Schutz und Schirm vor den Gefahren der Wildniß. Hier und da findet man auch die uralten Behausungen der Höhlenbewohner, gehauen in die oft senkrechten Wände des vulkanischen Tuffsteins.

Eins der bemerkenswertheften alten Pueblos „la casa grande“ (das große Haus) am Gila-Fluß in Arizona ist ein dreistöckiges, 125 Meter langes, 80 Meter breites Gebäude mit  $\frac{3}{4}$  Meter dicken Mauern; es hat leicht 2000 Bewohner in sich fassen können.

Zu verschiedenen Zeiten zwischen dem 6. und 13. Jahrhundert nahmen große Völkerzüge ihren Weg durch diese Gebiete nach dem südlichen Mexiko. Die Wanderungen der Tolteken, Chichemacs (Tschichemacs), Ncolhuans und Azteken füllen einen großen Theil der altmexikanischen Geschichte und Sagenkunde aus. Leider ist uns erstere nur frag-

mentarisch bekannt. Nach der Eroberung Mexikos durch Cortez und der zwangsweisen Einführung der katholischen Kultur haben die Priester der „allein seligmachenden Kirche“ die einheimischen Denkmale und Schriften in verblendetem Eifer zerstört und haufenweise verbrannt. Die obengenannten Völker stammen aus unbekanntem, nordwestlichen Gebieten, etwa dem jetzigen Nevada und Oregon. Die Tolteken unternahmen ihren nach Süden gerichteten Zug um's Jahr 596, wie der spanische Geschichtsschreiber des Mittelalters, Clavero, angiebt. Ihnen und ihren Nachzögern folgten dann die im Verhältnis wohl nicht so zahlreichen, aber kräftigeren und geistig höher beanlagten Azteken, die ihre im Norden des Golfs von Kalifornien gelegene Heimath um's Jahr 1140 verließen, den Coloradofuß überschritten und einige Zeit am Gila-River verweilten. La Casa Grande und in der Nähe gelegene Ruinen sollen noch an den Aufenthalt dieser kulturfähigen Nation erinnern, deren Hauptmasse nach Süden zog und das Toltekenreich zerstörte, während ein kleinerer Theil in dem damals nicht so öden und entwaldeten Neu-Mexiko sich dauernd niederließ und jene, jedem feindlichen Angriff spottenden Pueblos (wie die spanische Bezeichnung lautet) errichtete. Denn sie und die verwandten Genossen anderer ackerbautreibenden und friedlichen Horden waren nicht allein in jenen Regionen; diese wurden vielmehr von nomadistrenden Indianern durchschwärmt und unsicher gemacht. In den nördlichen Ausläufern der Rocky-Mountains hausten die Navajos oder Messerindianer, in den südlichen die berüchtigten Apaches (Apatshes). Diese haben in den vier Jahrhunderten seit der Eroberung ihre wilde Natur wenig verändert und sind durch ihre Beute- und Mordlust den weißen Ansiedlern ebenso verhaßt geworden, wie sie es seit jeher den friedlichen Pueblo-Indianern waren, die indessen auf ihren unzugänglichen Kastellen eine seltene Beute für sie gewesen sein mögen. —

## Die Näherin.

Von E. Zahn.

Hoch oben in dem Bodenkammerlein  
Da sitzt ein Weib — ein junges, blaßes Weib —  
An der Maschine ruhlos Tag und Nacht.  
Es faßt das Rad, die Nadel klingt.  
Geschwind! Geschwind! Es gilt, das Brot erjagen,  
Für sich und für die beiden Kinder dort! . . .

Ob draußen rauh die Winterstürme brausen,  
Ihr tolles Spiel mit Schnee und Schloffen treibend,  
Sie sitzt gebückt und näht und näht.  
Ob draußen hell die Frühlingssonne lacht,  
Die Blumen blühen und die Vögel singen,  
Sie sitzt gebückt und näht und näht,  
Denn keine Blume bringt der Frühling ihr.  
Nur aus dem Fenster, über Dächer fort,  
Durch ruffige Schlotte halb verdeckt, kann sie  
Ein Stückchen nur vom blauen Himmel sehen:  
Ach! für der Menschen Sehnsucht just genug!

So sitzt an die Maschine sie gekettet  
Ihr ganzes Leben lang — ihr ganzes Leben!  
Fast zur Maschine selbst geworden, wenn  
Nur die Gedanken nimmer, nimmer wären!

Ja, die Gedanken! Und wie Stich auf Stich  
Die Nadel weiter in das Linnen zieht,  
So streben ruhlos fort auch die Gedanken . . .  
Sie sieht das Feld von Blumen überblüht,

Den grünen Wald mit seinem frischen Schatten  
Und über Allem gold'nen Sonnenschein. —  
Und ihre Sehnsucht schwebt der Schwalbe gleich  
Hinaus, hinaus aus ihrem dumpfen Kerker . . .

Der Abend kommt. Die Lampe flammet auf,  
Von drunten schallt der Lärm der Straßen dumpf —  
Hier oben klingt und klirrt die Nadel nur . . .

Die beiden Kinder schlafen schon im Stroh,  
So friedlich lächelnd, wie nur Kinder lächeln,  
Zu deren Bett die Sorge noch nicht schleicht,  
Die mit der harten, todenharten Hand  
Vom fahlen Antlitz streift das Lebensroth.  
Die Frau sieht seufzend auf die Kleinen hin —  
Was wird dereinst das Leben ihnen bringen?!

Sie hört die Räder dröhnen, sieht die Riemen  
Vorüberfahren, Staub und Rauch und Schmutz.  
Es rasselt, klirrt und stampft, das Ohr betäubend:  
Das ist die Welt, die ihrer einstmals harret! —  
Sie seufzt . . die Nadel ruht . . und die Maschine steht . . .

Da, aus der nahen Schenke schallt herauf  
Ein wüster Lärm und wirres Gläserklingen.  
Und Weiberstimmen lachen gell und hohl . . .  
Da birgt das Weib die Augen in die Hände  
Und weint . . die Nadel bricht . . und die Maschine steht. —

# Herzkirsche.

Von André Theuriet.

(Fortsetzung.)

Norine hatte den Kopf erhoben und versuchte, zu Herzkirsche gewendet, ihn mit einem aufrichtigen, lächelnden Blick zu ermuntern. Sie stand am Rande des Wassers, den Kopf bis zu den Knien aufgeschürzt, mit einer zu engen Blause bekleidet, deren abgeschabter Stoff die weissen Ellenbogen sehen ließ. Die Erlen, deren Zweige sich über der Strömung kreuzten, umhüllten sie mit einer frischen Finsterniß, in deren Grunde ihre schwarzen Augen wie Diamanten im Schatten glänzten.

„Weider“ fuhr sie fort, die Stimme senkend, „fürchte ich, sein böshafter Schädel grübelt schon darüber nach . . . Und haben Sie mir übrigens nicht gesagt, Claude, Sie hätten hier in der Nähe Ihre Gefängnisjacke versteckt?“

„Ja, unter einem Stein, bei der Mündung der Fontanelle.“

„Wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, so graben Sie sie aus und werfen sie in ein Loch oder verbrennen sie, was das Sicherste ist.“

„Glauben Sie, daß der ‚Schielbock‘ sie da finden wird, wo sie sich befindet?“

„Von einem so bösen Geschöpf, wie Champenois es ist, fürchte ich Alles.“

„Ah bah!“ versetzte Herzkirsche sorglos, „wenn das Pech will, daß ich gefaßt werde, so mag ich mich in ein Fuchslotz verkrüchen, und man wird mich doch finden . . . Ich habe in meinem Leben nie Glück gehabt, ausgenommen an dem Tage, da ich zu Ihnen gekommen bin . . .“

„Ein Grund mehr, daß Sie versuchen, bei uns zu bleiben!“ rief Norine, die Stirn runzelnd und lebhaft aus dem Wasser springend. „Sie denken nur an sich!“

Sie setzte sich in die Sonne, unter die Gräser der Böschung, und hatte sich jetzt, mit schmollender Miene, die Ellenbogen im Grase, die Finger in ihre zerzausten Haare geböhrt, ausgestreckt. Herzkirsche trat zu ihr und fragte:

„Habe ich Sie getränkt, Norine?“

„Ja,“ versetzte sie ärgerlich; „Sie wollen durchaus nichts hören und kümmern sich nicht um das, was Andere quält.“

Er ergriff ihren Arm und bemühte sich, ihr Gesicht frei zu machen, das sie hartnäckig mit ihren Händen bedeckt hielt.

„Berzeihung, meine kleine Norine,“ stotterte er in stehendem Tone, „ich hatte nicht die Absicht, Ihnen wehe zu thun . . . Wenn ich nur an mich denke, so ist das eine schlechte Gewohnheit, die ich seinerzeit angenommen habe, denn vor Ihnen hat sich nie Jemand um das gekümmert, was mir zustoßen könnte . . . Doch ich müßte ja der herzlichste Mensch sein, wenn ich Ihre Güte vergessen wollte!“

Es war ihm gelungen, ihre Hände zu ergreifen, und sie überließ sie ihm. Jetzt schwiegen Beide. Der Wald wiegte sie mit dem Summen der Insekten, mit dem Rieseln des dahinstießenden Wassers und dem fernen Gurren der Holztaube in seinem Schooße. Die zertretenen Stengel der Gräser und des Majorans verbreiteten um sie her einen kräftigen Duft, der ihnen sanft zu Kopfe stieg; Herzkirsche fühlte, wie eine köstliche Verwirrung ihn überfiel und ihm das Wort, ja, fast den Athem raubte.

Norine erhob langsam ihre Augen zu dem Lehrling, ihre schwarzen Augen, die wie Maulbeeren nach dem Thau feucht geworden waren.

„Sie versprechen mir, auf der Hut zu sein, nicht wahr?“ murmelte sie mit gerührter Stimme. „Mir kommt es so vor, als wenn Champenois etwas gegen Sie im Schilde führt.“

„Warum?“

„Weil er auf Sie eifersüchtig ist . . . Er ist jetzt wüthender als je hinter mir her! . . . Heute Morgen wollte er mich, als wir im Holzverschlag waren, durchaus küssen, und ich habe ihm mit der Hand in's Gesicht geschlagen. Da hat er gelacht, mich mit seinen böshaftern, schielenden Augen angesehen und gesagt: ‚Wenn der Landstreicher von

Lehrling an meiner Stelle wäre, da würden Sie wohl weniger die Zimperlotte spielen! Die Geduld ist mir gerissen und ich habe ihm in's Gesicht geschrien: ‚Ja, gewiß ist der mir lieber als solch häßlicher Schielbock wie Sie!‘“

Herzkirsche war roth geworden.

„Und . . . ist das wahr, Norine?“

„Ich lüge nie,“ stotterte sie und verbarg ihr Gesicht im Grase.

Dann fuhr sie mit fast ersticker Stimme fort:

„Ich habe mehr Freundschaft für Sie, als Sie für mich! . . . Ich habe eben recht wohl gesehen, daß Sie sich an den Gedanken gewöhnen würden, mich zu verlassen, während ich . . . wenn Sie fortgingen . . .“

Sie unterbrach sich, um plötzlich heftig zu weinen.

„Norine, meine kleine Norine, weine nicht!“

Er hatte den Kopf des Mädchens in seine Arme genommen, und ganz bestürzt, sie weinen zu sehen, hatte er sein Gesicht dem Norine's genähert. Zärtlich, brüderlich versuchte er ihre Thränen zu stillen, indem er sie auf die Augen küßte. Plötzlich warf sie ihm die Arme um den Hals, und zum ersten und einzigen Male berührten Herzkirsche's Lippen die jungfräulichen Lippen des jungen Mädchens. Die Empfindung dieses einzigen, köstlichen Kusses fiel Tropfen für Tropfen wie ein Zauberkraut in die Adern der beiden jungen Leute und ließ sie einen Augenblick betäubt und berauscht. Ein Knistern der Zweige, das jedenfalls von irgend einem Rehböck hervorgebracht wurde, der aus der Fontanelle trank und beim Anblick dieser Verliebten erschrak, erweckte sie aus ihrer Extase. Norine sprang mit einem Satz auf ihre Füße, mit purpurrothem Gesicht, gleichzeitig fröhlich und verwirrt, und verschwand hinter den kleinen Erlen am Bache.

Herzkirsche blieb mit zitterndem Körper allein auf der Böschung, er fühlte noch jetzt auf seinem Mund den feuchten und köstlichen Eindruck von Norine's Lippen; es war ihm, als drehten sich die Blumen um ihn und als gleite der Boden unmerklich dem Bache zu, dessen dumpfes Brausen ihm doppelt stark erschien. Nach und nach kam er wieder zum Bewußtsein zurück, und da er sich des Versprechens erinnerte, das er Norine gegeben, so wollte er die Nähe des Steines, unter dem er seine Jacke versteckt, benutzen, um das kompromittirende Kleidungsstück wieder zu holen und sich seiner für immer zu entledigen. Er stieß den Stein mit den Füßen und hob ihn bereits hoch, als er, vorsichtig den Kopf erhebend, auf der anderen Seite der Fontanelle den fernen und unbeweglichen Schatten Champenois bemerkte. Er fürchtete, mitten in seiner Arbeit überrascht zu werden, ließ den großen Stein zurückfallen, setzte sich darauf, wie Jemand, der nichts Besseres zu thun hat, that, als werfe er Steine in die Strömung, schnitt sich einen Stock von einem Haselstrauch und entfernte sich dann mit gleichgültiger Miene.

Für eine Viertelstunde wurde die Höhle der Fontanelle wieder einsam. Der Rehböck, der die beiden jungen Leute aufgeschreckt, konnte jetzt den schattigen Ort verlassen, wo er sich erholt und aus der Quelle getrunken hatte. Die Amselfn, Elstern und Grasmücken thaten dasselbe. An der Stelle, wo Herzkirsche und Norine gesessen hatten, und wo die zerdrückten Pflanzen noch die Spuren ihrer Körper bewahrten, richteten die Blumen und der Majoran ihre darniederliegenden Stengel langsam auf. Einen Augenblick schien die Natur ihr gewöhnliches Leben wieder aufzunehmen, dann wurde diese idyllische Ruhe plötzlich auf's Neue gestört.

Champenois, der in den Weinreben des gegenüberliegenden Abhanges liegen geblieben war, setzte sich nach dem Bache zu in Bewegung, den er ungenirt durchschritt und dessen Zickzacklauf er mit neugieriger Miene bis zu dem weissen Steine folgte, auf dem Herzkirsche gesessen hatte. Hier machte der Geselle Halt. Indem er sich seiner beiden Hände, wie eines Hebebaums bediente, drehte er schnell den

Stein um und über sein rothes Gesicht flog ein Lächeln der Befriedigung.

„Sieh, sieh!“ murmelte er zwischen den Zähnen, während er die halb von der Feuchtigkeit zerförrte Jacke betrachtete, „da haben wir ja die Bescheerung!“

Er betrachtete das Kleidungsstück und drehte es nach allen Seiten hin und her; auf der Rückseite konnte man die mit Druckerchwärze hergestellte Bezeichnung: „Gefängnis von Cl. . . Nr. 24“ jetzt noch lesen. Er stieß ein kurzes Sturzen aus, legte die Jacke in ihr schlammiges Versteck zurück und wälzte den Stein darüber.

„Ich war meiner Sache sicher“, brummte er; „der Vogel ist aus dem Käfig zu Auberive entwischt . . . Warte nur, du Galgenvogel, man wird deinen Flügeln keine Zeit lassen, wieder zu wachsen!“

Er steckte seine Hände in die Taschen und sprang dann pfeifend in den Graben, der den Wald in der Richtung der Landstraße durchschneidet. Das Geräusch seiner eisenbeschlagenen Stiefel und der Rhythmus seines Pfeifens verklang nach und nach unter den Bäumen, und die Höhle nahm ihre schweigende, stille Physiognomie wieder an. —

Champenois erschien wieder zur Stunde des Abendessens und erzählte, er wäre nach Culmiers zum Hufschmied gegangen, dem er ein Werkzeug zur Reparatur hingetragen hätte. Er schien gesprächiger und fröhlicher Laune als gewöhnlich, und der Vater Vincart behauptete, er wäre wohl ein bißchen beim Schenkwirth eingekehrt. Norine und Herzkirsche, die von dem so plötzlichen Geständniß ihrer Liebe noch ganz bewegt und vollauf beschäftigt waren, in ihren Erinnerungen zu schwelgen, nahmen an der Unterhaltung nur wenig Theil. Das Abendessen zog sich nicht lange hin und man legte sich schlafen.

Am nächsten Morgen erhob sich die Sonne mit goldenem Scheine an einem wolkenlosen Himmel. Die Arbeit drängte in der Werkstätt, und man machte sich frühzeitig an die Arbeit. Der Vater Vincart und Champenois hüllten, auf ihren Schemeln hockend, mit dem Vössel die bereits geschnittenen Schuhe aus und reichten sie Norine, die sie mit dem Wirtel fertig machte. Herzkirsche stellte die Holzschuhe nebeneinander, mit der Spitze nach oben, und räucherzte sie dann paarweise an einem Feuer grüner Hobelspähne an.

Ungefähr um zehn Uhr hatte man eine Pause gemacht, um einen Bissen zu essen und einen Schluck Landwein zu trinken, und nachdem die Werkstätt mit den Händen gearbeitet hatte, arbeitete sie jetzt geräuschvoll mit den Zähnen. Plötzlich sah der Vater Vincart, als er den Kopf erhob, um die Flasche an die Lippen zu führen, etwas Ungewöhnliches sich zwischen den Zweigen des gegenüber liegenden Gebüsches bewegen. Die hastig auseinander gebogenen Zweige ließen gelbe Degengehänge und Uniformen erkennen.

„Sapperlot!“ rief er, „was ist denn das?“

Norine hatte Alles ebenso schnell bemerkt als ihr Vater, und flüsterte jetzt:

„Die Gendarmen! . . . Netze Dich, Claude!“

Herzkirsche war schon auf den Beinen und schickte sich an, die Flucht zu ergreifen, als Champenois ihm ein Bein stellte und ihn dadurch zu Boden streckte. In demselben Augenblick stürzte Jemand aus dem Verschlag hervor, und als der Lehrling sich erhob, fühlte er sich von einer Eisenfaust gepackt, deren Besitzer er schon aus der Art errieth, wie die Finger ihm in die Haut drangen.

„Galgenstrick!“ schrie der Oberaufseher Scurot, den unglücklichen Sträfling schlüttelnd, „finde ich Dich endlich wieder! . . . Diesmal werde ich Dir die Luft nehmen, wieder auszurücken!“

Dabei versetzte er ihm Püffe in die Lenden. Blah, mit zusammengepreßten Zähnen, empfing Herzkirsche die Schläge, ohne sich zu rühren. Die Gendarmen hatten den Rand des Gehölzes verlassen und kamen im schnellen Schritte herbei.

Norine war zuerst so betäubt gewesen, daß die

Bestürzung ihr die Sprache geraubt hatte. Ihre schwarzen Augen waren drohend, ihre Hände krampfhaft sich zusammen.

„Gleider Lump!“ rief sie, und schleuderte ihre Faust nach Champenois, „Du hast ihn verkauft!“

Der Geselle zuckte mit boshaftem Lächeln die Schultern und drehte ihr den Rücken.

„Champenois,“ sagte der Vater Vincart entrüstet, „das hätte ich nicht von Dir gedacht! . . .“ Dann wandte er sich zu den Gendarmen und fuhr fort: „Verzeihung, meine Herren, warum wollen Sie diesen Jungen fortnehmen?“

„Dieser Junge,“ erwiderte der Brigadier Fenderton in strengem Tone, „ist ein Hallunke, der aus dem Gefängniß von Auberville entflohen ist und den wir ungesäumt dorthin zurückbringen werden . . . Was Sie anbetrifft, Vater Vincart, so haben Sie sehr Unrecht gethan, einen solchen Taugenichts bei sich zu behalten, ohne die Behörde zu benachrichtigen, und Sie riskiren insolge dessen als Mitschuldiger verfolgt zu werden . . . Sol und nun, vorwärts Marsch!“

Doch Norine hatte sich zwischen Herzfirsche und die Gendarmen geworfen und versuchte, ihn den Händen Seurrot's zu entreißen.

„Ich bitte, lassen Sie ihn los, meine Herren, lassen Sie ihn los,“ stehete sie. „Er ist nicht boshaft, er arbeitet und wird bei uns ein guter Mensch werden, während er da unten bei all' den Gefangenen verloren ist . . . Jawohl! verloren! . . . Ich stehe Ihnen für ihn ein, meine Herren! Lassen Sie ihn los; wir werden einen tüchtigen Arbeiter aus ihm machen!“

Die Liebe machte sie erfinderisch und gab ihr Argumente ein, die nach ihrer Ansicht alle vernünftigen Leute überzeugen mußte; doch die fühllosen Gendarmen ließen sich ebenso wenig rühren, als wenn sie aus Stein gewesen wären. Norine versperre ihnen hartnäckig den Weg. Der Oberaufseher schob sie mit rauher Faust bei Seite.

„Vorwärts!“ sagte er und schleppte seinen Gefangenen fort.

„Norine! Vater Vincart! lebt wohl!“ stammelte Herzfirsche endlich mit ersticker Stimme. „Ich werde Euch nie vergessen!“

Die Eskorte und der Sträfling entfernten sich ziemlich schnell auf dem Waldwege; doch Norine folgte ihnen noch immer, und die Gendarmen hatten tüchtig zu thun, um sie fern zu halten. Sie stehete

sie vergebens an, ihren Fremde noch ein letztes Mal umarmen zu dürfen. Als sie sah, daß sie fühllos blieben, gerieth sie in Wuth und schrie:

„Ihr seid herzlose Menschen! Schämt Ihr Euch nicht, zu Dreien einen armen Jungen zu quälen! Doch ich werde Euch nicht in Ruhe lassen, ich werde mich beim Präfecten beschweren! Claude gehört uns; ich will ihn haben, gebt ihn mir zurück!“

Mit wirren Haaren und bligenden Augen erfüllte sie den Wald mit ihrem Wehklagen. Sie verfolgte sie auf diese Weise bis zur Waldlichtung; dort ließ sie sich erschöpfte und vom vielen Schreien heiser am Begrande niederfallen.

„Norine!“ murmelte Herzfirsche, während Seurrot ihn auf die Landstraße stieß, „es ist unnütze Mühe; kehre nach Hause zurück! . . . Leb' wohl, ich habe Dich sehr lieb!“

„Claude!“ schrie sie auf.

Die Gendarmen und der Gefangene entfernten sich auf der staubigen Landstraße, und hinter ihnen jammerte noch immer die Stimme der verzweifelten Norine: „Claude! . . . mein Claude!“

(Schluß folgt.)

## Feuilleton.

**Kurze Raft.** Ein heißer Sommertag. Am wolkenlosen Himmel sieht sengend die Sonne. Die Luft stümmert vor Hitze und liegt drückend auf der Natur. Still stehen die Bäume, in ihrem Gezweig spielen glühend die Sonnenstippen. Spiegelglatt liegt der Teich und giebt in verschwimmenden Umrissen das Bild des Uferlandes mit seinen Bäumen und Büschen und dem vergilbenden Mohr wieder. Ein lauschiger Winkel. In starken Windungen führt ein schmaler Pfad aus dem Gehölz in Hintergründe um den Hügel herum, der sich sanft zu dem Teich herabsenkt. Die beiden Wanderer sind eben dort hinten hervorgekommen; mit einem Freudenstrei begrüßten sie den Anblick des stillen, klaren Weihers. Ihr Durst ist brennend nach dem langen Marsche an dem heißen Tage. Eilig schwenken sie vom Wege ab, hin zu einer günstigen Stelle am Rande des Wassers. Stoch und Keiseltische des Fingern fliegen in's Gras, schnell den Becher heraus, und auf den Knien liegend, schöpft er den Labetrunk. Der Letztere ist ruhiger, er wartet in lässiger Haltung, bis der Jüngere in seinem Ungeßüm gefättigt ist. Sinnend ruht derweil sein Blick auf der schönen Natur. Sie haben nicht allzu viel Zeit, ihr Ziel ist noch weit. Nach kurzer Raft geht der Marsch weiter.

**Im Bergwald.** Späthommer ist es, nach der Mitte des Augusts. Aus den Nichtenwäldern der deutschen Mittelgebirge ist die stickige Nachofenhitze des Hochsommers, an der nur der Sandlaufkäfer seine Freude hatte, verschwunden; alle überschüssige Feuchtigkeit hat die Sonne fortgefogen, wie grünelber Sammt erscheinen die runden Moospolster. Eine Freude und eine Lust ist es jetzt, durch den deutschen Wald zu wandern. Still ist es im Walde, Kirchenstill. Aus der klaren, schier unbewegten Luft treten die meilenfernen Bergspitzen und Kluppen zum Greifen deutlich hervor. Nur wenige lichte Wolken schwimmen im Aether. Und diese stille Schöne, sie wächst, bis die Sonne am Untergehen ist. Ein heller, ruhiger Schein erfüllt den Wald. Die Stämme glänzen, aufleuchten die Steige, und über die Gräser der Haut, die breiten, lappigen Blätter des Hulsattichs, die hohen Ginsterstengel, die geschlagenen Nöhren und jungen Fichtenzapfen spinnen die Sonnenstrahlen ihr goldenes Reg. Ich liebe dich, Wald: wenn du unter dem weiten Schneemantel daliegest wie ein schlafendes Kind, wenn Vogelstang schallt aus allen Zweigen und von allen rinnenden Wässern her, wenn die schwarze Wetterwolke rothe Wlitz in deine Wipfel schmettert. An's Herz greiffst du mir zur Zeit des Scheidenden Sommers. Mälig sinkt die Sonne. Aus dem Grunde klingt der tiefe, volle Ton der Drossel, über den Haaren schwebt die Haidelesche, und süß wie die Liebe ist ihr Lied; still und steil steigt aus dem einsamen Forsthaue blauer Rauch . . . Moge mein Fröhherbst so schön sein wie deiner, o Wald!

**Das Fallen der Körper.** Alle Körper, ob groß, ob klein, ob schwer, ob leicht, fallen im luftleeren Raum gleich schnell. Es ist dies eine Thatsache, die bewiesen wird, indem man ein Metallstück und eine Flaumfeder in eine lange Glasröhre thut, diese dann luftleer pumpt und darauf die Körper durch Umkehren der Röhre beliebig oft fallen läßt. Man überzeugt sich dann leicht, daß die Flaumfeder wirklich eben so schnell fällt, wie das Metallstück; das ungleich schnelle Fallen, das man für gewöhnlich wahrnimmt, muß also von dem Widerstande der Luft verursacht sein. Dem gewöhnlichen Verstande, der seine Kenntnisse aus der Erfahrung des täglichen Lebens schöpft,

kommt die Behauptung von dem schnellen Fallen aller Körper sehr ungerecht vor, weil wir ja fast stündlich die Beobachtung machen, daß die schwereren Körper bedeutend rascher fallen, als die leichteren, ein 10 Kilo schwerer Stein z. B. bedeutend schneller, als ein leichtes Stück Papier. Daher nimmt der gewöhnliche Verstand einfach an, daß die schwereren Körper nach Maßgabe ihres Gewichtes schneller fallen, als die leichteren, und auch die Alten, Aristoteles z. B., lehrten dieses als einen physikalischen Satz. Und doch kann man sich, auch wenn man keinen luftleeren Raum zur Verfügung hat, und selbst ohne irgend einen Versuch anzustellen, leicht davon überzeugen, daß schwerere Körper nicht schneller fallen können, als leichtere. Würde dies der Fall sein, so müßte doch ein leichter Körper, der fest mit einem schwereren verbunden würde, dessen Fallen verlangsamten; ein Stein von 10 Kilo falle z. B. mit einer ständig um 10 Meter in der Sekunde zunehmenden Geschwindigkeit, ein Stein von 5 Kilo dagegen bloß mit einer um 8 Meter wachsenden Geschwindigkeit. Würde man nun die beiden Steine zusammenbinden, so daß sie beim Fallen nicht sich trennen können, so würde der schneller fallende den langsamen beschleunigen, dafür aber dieser den Ersteren verlangsamten. Beide zusammen würden also eine stets wechselnde Geschwindigkeit haben, die größer als 8 und kleiner als 10 Meter in jeder Sekunde ist, also etwa 9 Meter beträgt. Nun kann aber jeder Stein von 15 Kilo Gewicht als eine Summe von zweien von je 10 und 5 Kilo aufgefaßt werden; ein solcher würde beim Fallen nur eine um 9 Meter wachsende Geschwindigkeit haben, d. i. eine kleinere Geschwindigkeit, als der leichtere Stein von 10 Kilo. Aus der Annahme, daß der schwerere Körper schneller fällt, kommt man also zu dem Schlusse, daß er gerade umgekehrt langsamer fallen müsse; diese beiden Sätze vertragen sich nicht mit einander und müssen daher beide falsch sein, d. h. die Körper müssen, ob leicht, ob schwer, gleich schnell fallen. Verschieden schnelles Fallen kann also nur durch den Widerstand der Luft hervorgerufen sein, und für diesen ist in erster Linie nicht das Gewicht, sondern die Form eines Körpers maßgebend. Lasse ich z. B. eine viereckige Holzplatte mit der scharfen Kante die Luft durchschneiden, so wird sie bedeutend rascher auf dem Erdboden anlangen, als wenn ich sie mit der flachen Seite horizontal liegend herabfallen lasse. In letzterem Fall hat die widerstehende Luft eben eine viel größere Angriffsfläche und muß daher das Fallen desselben Körpers, der sein Gewicht natürlich nicht verändert hat, bedeutend verlangsamten. — o.

**Romantische Naturbetrachtung.** Alexander von Humboldt hat gezeigt, wie die Menschen des Alterthums eigentlich nur Schönheit in der Natur fanden, insofern dieselbe lächelnd, freundlich und ihnen nützlich war. Umgekehrt die Romantiker: für sie ist die Natur unschön, insofern sie nützlich ist, und sie finden sie am schönsten in ihrer Wildheit oder wenn sie ihnen unbestimmte Angst einflößt. Das Dunkel der Nacht und der Bergschluchten, die Einsamkeit, in welcher panischer Schreck das Gemüth grausig ergreift, ist dem Romantiker lieb, und der Tiefsche Vollmond strahlt unveränderlich darüber . . . Mit diesen Worten schildert Georg Brandes in seinem Werk „Die romantische Schule in Deutschland“ das Naturempfinden der Romantiker, und um dies an einem Beispiel deutlicher zu machen, erzählt er weiterhin, wie er einst mit einem romantischen Dichter zusammen die Sächsischen Schweiz durchwanderte: Wir hatten einige Tage in der

klaren Bergluft verbracht, nach Böhmens Felskluppen und Hochebenen hinüberblickend, die einem Meere gleichen, aus welchem scharf umrissene Berge und Inseln emporstiegen, mit einem unabsehbaren Reichthum von Feldern und tannenbewaldeten Höhen. Man geht durch den Littentaler Grund zur Vastei hinaus. Das Thal ist von hohen, schichtenweis aufgethürmten, phantastischen Sandsteinfelsen umschlossen, und Tannen klammern sich in jeder Spalte fest. Ob hängt der obere Theil des Berges drohend ganz über den unteren hinaus und scheint herabstürzen zu wollen. Manche felsigen Launen der Natur überraschen uns: Thore, sogar dreifache Felsenthore. Auf der Vastei hat man endlich gerade vor sich die ungeheure Ebene mit ihren feilen Felsfelsen — die Felsenfestung Königstein liegt auf einem solchen — mit geraden, festen Linien, hart, ohne die geringste malerische Schönheit. Der Kufstall ist ein riesiger Rundbogen, welchen der Felsen bildet. Man sieht, daß diese Natur beständig wie von Menschenhand gebildet, daß sie als Kunst, als Produkt der Phantasie erscheint. Die Aussicht von dort oben war, als ich sie zum letzten Mal erblickte, felsam imponirend im hellsten Sonnenlicht. Ueber den mächtigen Tannenwäldern, welche die unter ihnen liegenden Höhen bedeckten, deren Gipfel wie Filz oder Wolle erschienen, lag ein kräftiger blaugrüner Dunst, der trichterförmig längs der umliegenden Berge hinanstieg. Die böhmischen Dörfer lagen gruppenweise umher und blinkten wie Scheiben in der Sonne; in weiter Ferne Basaltfelsen, näher heran pyramidenförmige, viereckige und obeliskentartige Blöcke. Stand ein einzelner Eichbaum brunten zwischen den Tannenwäldern, so funkelte sein herblich gelbes Laub wie Goldflecken in der dunklen Umgebung. Sonst war nichts Gelbes zu erblicken, als die Fledern an einigen Felswänden. Die Felsen sahen aus, als hätten Niesen in der Urzeit mit ihnen Ball gespielt, wie Kinder mit Steinen werfen, oder hätten sie zum Spah aufeinander gelegt . . . Da hat der Leser einen treuen Bericht, wie die Natur mir erschien, wie sie also aussieht, wenn ein kalter und nüchternen Realist sie anschaut. Der Romantiker, mit dem ich die Tour machte, schien mir von dem Anblick minder ergriffen zu sein als ich selbst. Wenigstens sagte er mir im Laufe des Tages wenig oder nichts. Aber als wir beim Anbruch der Nacht vom Berge herabstiegen sollten, ward seine Phantasie plötzlich lebendig. Es war ganz dunkel, und die Dunkelheit wirkte stark auf seine Nerven. Es schien ihm, je dunkler es ward, als kämen mehr und mehr Naturgeister hervor. Und als wir nun in der Ferne die ersten hellen Punkte entdeckten, Fenster-scheiben der Häuser, welche an den Berghängen lagen, deren Umrisse man aber der Dunkelheit halber nicht untercheiden konnte, da war es ihm, als sähen die Scheiben an der Felswand selber, als habe der Fels sich gehoben, und man könne hineinblicken, wenn man nahe genug herangehe. Diese Scheiben erschienen ihm wie grobe Augen, mit denen der Berggeist auf uns herunterschaue; es war ihm, als ob die großen Bergabhänge uns anglohten. —

### Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.